

Christoph Hein

Der Tangospieler

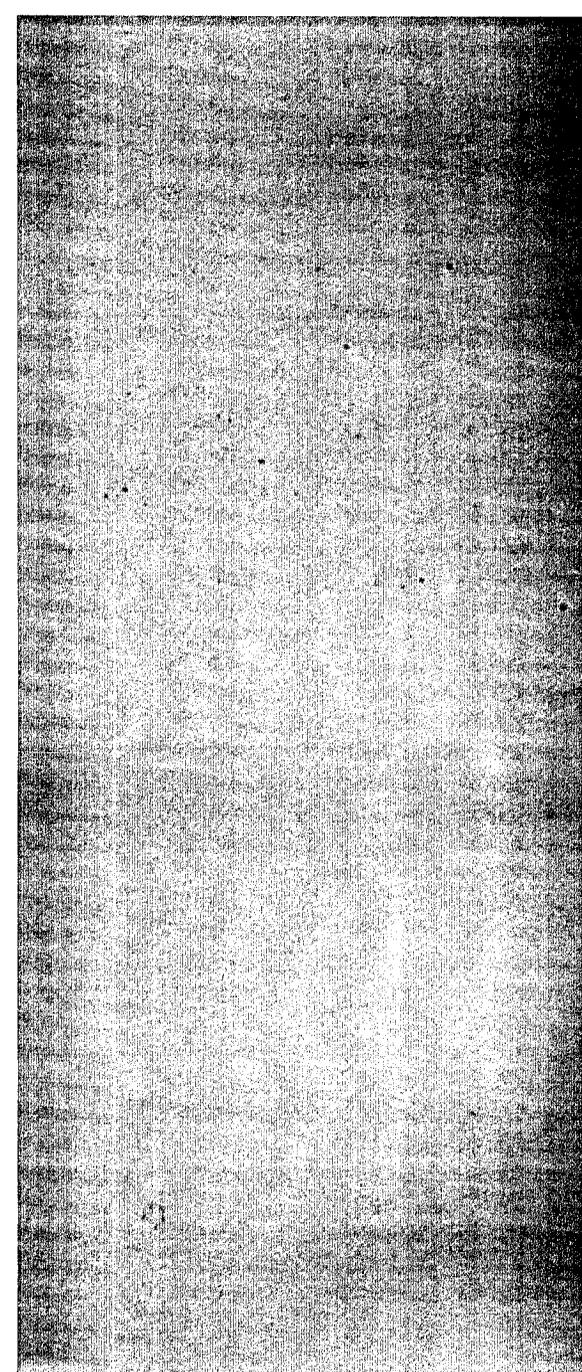
Erzählung

CHRISTOPH HEIN wurde 1944 in Heinzendorf im heutigen Polen geboren. Er wuchs in einer sächsischen Kleinstadt auf. Bis 1961 besuchte er ein Gymnasium in Westberlin, lebte aber seit Errichtung der Mauer wieder in Ostberlin und war dort Montagearbeiter, Kellner, Buchhändler und Regieassistent Benno Bessons an der Volksbühne. Von 1967 bis 1971 studierte er Philosophie in Leipzig und Berlin, danach war er Dramaturg, später Autor an der Volksbühne. Christoph Hein schrieb Erzählungen und Romane u.a. »Einladung zum Lever Bourgeois« (Prosa, 1980), »Der fremde Freund« (auch erschienen unter dem Titel »Drachenblut«, Novelle, 1982), »Horns Ende« (Roman, 1985), »Der Tangospieler« (Erzählung, 1989), »Das Napoleon-Spiel« (Ein Roman, 1993), »Exekution eines Kalbes und andere Erzählungen« (1994), »Von allem Anfang an« (Roman, 1997), zahlreiche Stücke und Essays. Er lebt in Berlin und Mecklenburg.

Leipzig 1968. Der Historiker Dallow ist aus dem Gefängnis entlassen. Sein Vergessen: Er war als Klavierspieler in einem Studentenkabarett eingesprungen, und der Text, den er mit einem Tango begleiten sollte, hatte Anstoß erregt. »Vergiß die dumme Geschichte«, wird ihm geraten. Dallow hat nicht vergessen, aber er ist gefühllos geworden und wie gelähmt. Selbst das Eingeständnis seiner Umwelt, daß ihm Unrecht geschehen ist, läßt ihn gleichgültig. Dallows Apathie ist die seines Landes. »Der Tangospieler« zeige, »warum dieses Land keine Substanz hatte, die sich dem Untergang hätte widersetzen können.«

(Hans Mayer)

Aufbau Taschenbuch Verlag



Das Mittagessen mit ihr amüsierte ihn sehr. Sie erzählte Geschichten von Roessler und den Kollegen, und beide lachten viel und herzlich. Als sie ihn auf seine gegenwärtige Situation ansprach, antwortete er ihr ausweichend, und zu seiner Erleichterung gab sie sich damit zufrieden und wechselte selbst das Thema. Sie erzählte ausführlich von ihrem Freund, einem verheirateten Professor, mit dem sie die Wochenenden verbrachte.

»Ich habe die Liebe kennengelernt und die Vernunft-ehe«, sagte sie, »und was sie mir gebracht haben, waren schlaflose Nächte und ein paar graue Haare. Jetzt sehe ich den Mann an zwei Tagen und habe dann fünf Tage Zeit, mich von ihm zu erholen. Das ist eine gute Mischung, Peter, ich werde sie mir als Mixtur für Glückseligkeit patentieren lassen.«

Dallow nickte zustimmend. »Das gefällt mir«, sagte er. »Das Problem jedoch sind die Frauen. Sie wollen sich mit den zwei Tagen nicht zufrieden geben, trotz ihrer Erfahrungen.«

»Das Glück bekommt man nicht geschenkt. Es war auch für mich ein langer Weg.«

Dann sah sie ihn an und sagte nachsichtig: »Glaub mir, Männer sind viel uneinsichtiger. Im Grunde ihres Herzens lieben sie allein sich selbst. Und sie brauchen uns nur, weil die Einsamkeit ihrer Liebe sie ängstigt.«

Dallow widersprach ihr ohne rechte Überzeugung. Dann hob er sein Glas, hielt es ihr entgegen und sagte: »Eigentlich sind wir das ideale Paar, Barbara.«

Sie stieß mit ihm an, trank ihr Glas aus und erwiderte: »Ja, und das wollen wir bleiben.«

Mit diesen Worten stellte sie das leere Glas ab, griff

nach seiner Hand, die ihren Oberarm streichelte, und legte sie auf den Tisch zurück.

»Sieh mich nicht so verloren an«, sagte sie. »Wir sind vielleicht das ideale Paar und vom Himmel füreinander bestimmt. Aber vielleicht ist es ein Irrtum. Wir sollten nicht versuchen, es herauszufinden.«

Sie lächelte ihn aufmunternd an, doch Dallow verzog keine Miene, als er erklärte: »Ich ahne es, du verachtest die Männer, und ich fürchte, Barbara, eben das ist das Geheimnis deiner Glückseligkeit.«

Sie sah auf den halbleeren Teller und überlegte. »Du irrst dich«, sagte sie dann, »ich verachte nicht alle Männer. Und es gibt sogar einen Mann, den ich liebe.«

Dann sah sie ihn an und fügte hinzu: »Aber der ist mein Sohn.«

Sie sprach leise und melancholisch, und Dallow wußte, daß sie die Wahrheit sagte.

»Und ich hoffe, daß er mich nicht ebenso liebt«, fuhr sie fort, »denn ich könnte nicht nein sagen.«

Ihr Geständnis machte Dallow verlegen. Um nichts erwidern zu müssen, rief er den Kellner an den Tisch und fragte sie, ob sie noch etwas trinken möchte. Sie verneinte, und er ließ sich die Rechnung geben und bezahlte.

Auf der Straße nahm sie seinen Arm, und eingehakt liefen sie den Weg zu ihrem Institut.

»Sag etwas«, bat sie, als sie das Gebäude erreichten und stehengeblieben waren, »ich brauche deinen Rat. Deshalb habe ich es dir erzählt.«

Er zuckte hilflos mit den Schultern.

»Hab ich dich sehr erschreckt?« fragte sie belustigt.

»Nein«, erwiderte er sehr ernst, »aber ich kann nichts

dazu sagen. Du mußt allein damit fertig werden, Barbara.«

»Ich weiß«, sagte sie vergnügt, »und ich verspreche dir, daß ich das kleine Problem in zwanzig Jahren gelöst habe.« Sie umarmte ihn, und zu seiner Verwunderung küßte sie ihn heftig. Dann trat sie einen Schritt zurück, holte aus ihrer Handtasche ein Papiertuch und wischte ihm die Lippen ab.

»Ich hoffe nur, alle haben es gesehen«, sagte sie dabei und deutete mit dem Kopf nach oben zu den geöffneten Fenstern des Instituts.

In der Tür drehte sie sich nochmals um und sagte unbeschwert: »Vergiß es. Vergiß einfach alles.«

Dallow sah ihr nach. Ihm schien, als schwenkte sie übermütig und nur für ihn den Hintern, bevor sie im Eingang verschwand und die große schwere Tür langsam hinter ihr zufiel.

Er setzte sich in sein Auto und sah, bevor er startete, lange einem jungen Paar zu, das in einer Telefonzelle stand und sich gierig umarmte.

Als er den Briefkasten aufschloß und die Zeitung herausnahm, fiel ein Umschlag auf den Boden des Flurs. Er hob ihn auf. Der Brief kam vom Gericht, über dem gedruckten Absender stand in Schreibmaschinenschrift der Name Dr. G. Berger. Dallow dachte an den Abend im Johannapark. Die Erinnerung war ihm unangenehm. Er setzte sich ins Zimmer, legte den Brief ungeöffnet vor sich auf den Tisch und überlegte. Er griff zur Zeitung und schlug sie auf, aber er war zu nervös, um etwas zu lesen. Er nahm den Brief in die Hand, drehte ihn ungeschlüssig herum und legte ihn wieder zurück. Der Brief beunruhigte ihn stark. Er spürte plötzlich eine Übersäue-

^{Prag}
rung des Magens und stand auf. Er nahm die Zeitung und ging auf die Toilette. Er spuckte mehrfach aus und setzte sich dann auf den Wannrand. Er wartete, da er befürchtete, sich übergeben zu müssen. In der Zeitung las er Meldungen über Prag, über den zu Ende gegangenen Besuch sowjetischer Militärs bei Černik und Dubček, aber die Meldungen waren knapp und nichtssagend abgefaßt, und Dallow hatte Mühe, die Mitteilungen zu verstehen. In einem Kommentar der Zeitung wurde die Behauptung einer westeuropäischen Regierung, der Warschauer Pakt beabsichtige eine militärische Intervention in der Tschechoslowakei, als Kriegshetze und böswillige Erfindung bezeichnet. Die Zeitung sprach von Gangstermethoden und der Propaganda eines Josef Goebbels. Dallow las den Kommentar sorgfältig, da er hoffte, hier Informationen zu finden, die ihm die anderen Meldungen verständlicher machten. Dann faltete er die Zeitung zusammen und ging ins Zimmer. Er riß den Brief auf. Dr. Berger verlangte, daß Dallow ihn am folgenden Tag um halb zehn aufsuche. Es waren nur zwei knappe Zeilen, die fordernd und schroff formuliert waren. Auch in der Anrede fehlte jede förmliche Höflichkeit, er wurde lediglich mit Herr Dallow angesprochen.

Dallows Hände zitterten. Er legte den Brief auf den Tisch und ging in die Küche, um sich Kaffee zu brühen. Während er neben dem Gasherd stand und auf das Brodeln im Teekessel wartete, entschied er, der Aufforderung des Richters keine Folge zu leisten. Er ging ins Zimmer, holte den Brief, zerriß ihn sorgfältig und warf ihn in den Mülleimer. Er fühlte sich augenblicklich erleichtert, und auch die kleinen, unangenehmen Bewegungen seines Magens verebten langsam. In der Küche

trank er den Kaffee und hörte Radio. In dem westlichen Sender wurden Kommentare der internationalen Presse verlesen. Auch hier beschäftigte man sich vor allem mit der Tschechoslowakei, man sprach jedoch nur von der Prager Burg. Es wurden vornehmlich Spekulationen geäußert, und Dallow drehte gelangweilt an den Knöpfen des Radios, um Musik einzustellen. In dem Maße, wie er sich beruhigte, wurde ihm klar, daß er der Aufforderung des Richters nachkommen mußte. Er holte den zerrissenen Brief aus dem Mülleimer und knallte wütend den blechernen Deckel auf den Eimer. Er suchte sich unter den Papierschnipseln jenen heraus, auf dem die Zimmernummer angegeben war und steckte ihn in die obere Tasche seines Jacketts. Dann verließ er das Haus und fuhr zum Kulkwitzer See, um dort spazierenzugehen. Aber er war zu unruhig und stieg wieder ins Auto, fuhr auf die Autobahn und umkreiste die Stadt. Während der Fahrt entschied er, am Abend Elke zu besuchen und mit keinem Wort auf ihre Verstimmung einzugehen. Aber als er die Stadt erreichte, fuhr er nicht zu Elke, sondern sofort zu seiner Wohnung. Er stellte das Auto in die Garage, aß stehend belegte Brote in der Küche und ging schließlich in sein Vorstadtkino. Danach ging er gleich ins Bett, konnte aber lange nicht einschlafen. Zweimal in der Nacht wurde er wach, er hatte von der Gefängniszelle geträumt.

Pünktlich um halb zehn klopfte er am nächsten Vormittag an der Tür mit der im Brief angegebenen Nummer. Eine Sekretärin kam ihm entgegen und bat um den vom Pförtner ausgestellten Besucherschein. Sie ging in das Nachbarzimmer, um Dallow anzumelden. Nach

einigen Sekunden kam sie zurück und hielt ihm einladend die Tür auf.

»Sie arbeiten noch immer nicht, Dallow«, sagte Dr. Berger statt einer Begrüßung. Er saß am Schreibtisch und war mit einer Akte beschäftigt, die er aufgeschlagen in der Hand hielt, als er Dallow ansprach. Seine Brille saß auf der Nasenspitze.

Dallow nickte und sah sich nach einem Stuhl um.

Der Richter blätterte in den Papieren. Dann sagte er ohne aufzusehen: »Das ist nicht gut für Sie, Dallow. Lassen Sie sich von meiner Sekretärin die Telefonnummer geben und rufen Sie an.«

Dallow verstand nicht, was der Richter meinte. Er schwieg aber und wartete. Dr. Berger blickte auf seine Armbanduhr und ergänzte: »Sagen wir, in drei Tagen rufen Sie an und sagen ihr, wo Sie arbeiten. Es ist besser so.«

Dallow wollte etwas erwidern. Der Richter ließ ihn jedoch nicht zu Wort kommen. Ohne den Blick von den Papieren zu heben, sagte er: »Sie haben verstanden, Dallow. Vergessen Sie nicht, meine Sekretärin anzurufen. In Ihrem Interesse.«

Er blätterte in seiner Akte, beugte sich dann über eins der Blätter, notierte etwas und sagte: »Sie können jetzt gehen, Dallow.«

Dallow blieb unschlüssig stehen. Schließlich drehte er sich um und ging zur Tür.

»Das war ein Mordversuch, Dallow. Wissen Sie, was Sie das kosten kann?«

»Nein«, sagte Dallow heftig und wandte sich zu dem Richter, »es war ein unglückseliges Mißverständnis.«

Der Richter sah auf und verzog höhnisch das Gesicht.

»Ein Mißverständnis? Was heißt das? Sind Sie auch noch feige?«

Dallow ging zwei Schritte auf den Schreibtisch des Richters zu.

»Lassen Sie es mich Ihnen erklären«, sagte er schnell und aufgeregt, »es ist nur eine nervöse Störung, eine konvulsive Überreaktion noch aus der Haftzeit, wie mir der Arzt sagte. Es wird langsam besser.«

Der Richter blickte ihn spöttisch und ungläubig an. Er schüttelte den Kopf und fragte: »Und das haben Sie öfter?«

»Nein, nein«, beeilte sich Dallow zu sagen, »es war ein unglücklicher Zufall.«

Der Richter verzog die Mundwinkel zu einem Grinsen. Er bemerkte, wie ängstlich Dallow ihn anstarrte, wie er fast flehend an seinem Mund hing.

»Das ist ja eine äußerst gefährliche Krankheit, Dallow«, sagte er sarkastisch.

Dallow lächelte gleichfalls.

»Es stört vor allem beim Klavierspielen, ich mußte es deshalb aufgeben«, sagte er in einem hilflosen Versuch, einen Scherz zu machen.

Der Richter blickte wieder in seine Akte. »Sie sollten Handschellen tragen«, sagte er, während er intensiv auf ein Papier starrte.

Dallow stand schweigend vor dem Schreibtisch und wartete. Es war, als hätte ihn der Richter vergessen. Aber nach einer Pause, die Dallow wie eine Ewigkeit erschien, sagte Dr. Berger leise: »Gehen Sie.«

»Danke«, sagte Dallow tonlos.

Der Richter sah nicht auf. Mit der linken Hand wedelte er in der Luft, um Dallow zu bedeuten, endlich zu gehen.

Im Vorzimmer kam ihm die Sekretärin entgegen. Wortlos und mit unbewegter Miene gab sie ihm den unterschriebenen Besucherschein und einen kleinen weißen Zettel, auf den die Adresse des Gerichts gestempelt und handschriftlich eine Telefonnummer vermerkt war.

»Vielen Dank«, sagte Dallow und wurde rot.

Als er den Flur des Gerichts entlangief, wurde ihm vor Erleichterung fast schlecht. In einer Fensternische lehnte er sich gegen das dicke Mauerwerk und preßte die Stirn gegen die Fensterscheibe.

Er hätte es nie beweisen können, murmelte er vor sich hin.

Eine Frau mit einem Wasserkocher in der Hand sprach ihn an und fragte, ob er Hilfe benötige.

Er schüttelte den Kopf. Dann drehte er sich zu der Frau um und sagte: »Sie wollen mir helfen? Was haben Sie? Macht, Geld, Einfluß, Beziehungen?«

Die Frau drückte den Wasserkocher an ihre Brust und sah ihn fassungslos und entsetzt an.

»Ja, was denn«, fuhr Dallow fort, »Sie haben nichts von all dem? Wie wollen Sie mir da helfen?«

Die Frau lief drei, vier Schritte rückwärts, ohne ihn aus den Augen zu lassen. Dallow sah ihr an, daß sie verängstigt war. Dann drehte sie sich um und lief den Gang entlang mit kurzen, schnellen Schritten. Erst als sie hinter einer Tür verschwunden war, ging Dallow vergnügt weiter.

Als er die breite Steintreppe erreicht hatte, die zum Ausgang hinunterführte, drehte er sich plötzlich um und ging suchend einen Gang ab. Unschlüssig hielt er vor einer der Türen und klopfte an. Noch bevor er die Klinke niederdrücken konnte, wurde ein Schlüssel im

Schloß gedreht und die Tür einen Spalt geöffnet. Ein Mann, von dem er kaum mehr als die Nasenspitze zu sehen bekam, sagte knapp und grob: »Bitte?«

Dallow murmelte etwas von einem Irrtum. Er war nicht sicher, ob es das Zimmer war, in das Müller und Schulze ihn vor ein paar Monaten geführt hatten. Er ging zum Ausgang und übergab dem Pfortner seinen Besucherschein.

Am Abend ging er ins Nachbarhaus, um Stämmler zu sprechen. Dessen Frau öffnete Dallow. Sie begrüßte ihn kühl, führte ihn ins Wohnzimmer und bat ihn zu warten. Ihr Mann sei einkaufen. Sie entschuldigte sich und ließ ihn im Zimmer allein. Dallow setzte sich. Er hörte nebenan Kinderstimmen und das Klappern von Geschirr. Er sah sich nach einer Zeitschrift um, griff dann zu einer kleinen Messingfigur, die auf dem Tisch stand und untersuchte sie ausführlich. Er war erleichtert, als er die Türklingel hörte. Er lauschte den Stimmen im Flur. Als Stämmler ins Zimmer trat, stellte er die Messingfigur auf den Tisch und stand auf.

»Du mußt mir helfen, Jochen«, sagte er und gab ihm die Hand.

Beide setzten sich. Stämmler bot einen Cognac an und hörte Dallow schweigend zu.

»Ich an deiner Stelle würde an die Universität zurückgehen«, sagte er dann, »das ist alles, was ich dir raten kann.«

Dallow schüttelte den Kopf. »Das geht nicht«, sagte er, »ich habe zwei Jahre im Gefängnis gesessen.«

Stämmler sah ihn verständnislos an. »Ja, und?« fragte er mißbilligend. »Wo steckt dein Problem? Das Institut will dich wieder einstellen.«

Dallow begriff, daß er sich nicht verständlich machen konnte. »Das wäre«, begann er erneut, »als würde ich meine Verurteilung unterschreiben.«

Stämmler sah ihn reglos an. Er griff nach der Cognacflasche und bot Dallow schweigend an, ihm das Glas zu füllen, doch der lehnte ab. Stämmler goß sein Glas voll, nippte daran und sagte: »Dann wirst du an diesen zwei Jahren eine Ewigkeit zu tragen haben. Ich kann dir nicht helfen.«

Sie verharrten beide in einem feindseligen Schweigen, aus dem sie erst Stämmlers Frau erlöste, die mit einer Konservendose ins Zimmer kam und ihren Mann bat, sie zu öffnen. Er verletzte sich dabei und beobachtete interessiert, wie sich über der kleinen Schnittwunde auf seinem Daumen ein Blutstropfen bildete. Dallow stand auf und verabschiedete sich. An der Tür sagte er zu Stämmler: »Entschuldige, ich habe mich in der Adresse geirrt.«

Stämmler hielt den verletzten Daumen an seine Lippen und saugte das Blut. »Ja«, erwiderte er ebenso freundlich und schloß dann hinter Dallow die Tür.

Am Abend fuhr er zu Elke, aber sie war nicht daheim. Er ging in die Kneipe auf der anderen Straßenseite, stellte sich an den Tresen und bestellte einen Kaffee. Er sah dem Wirt zu, der sich mit einigen Gästen unterhielt, während er Bier zapfte und mit einem schmutzigen Lederlappen immer wieder die silberne Oberfläche des Tresens abwischte. Dann tauchte er, ohne hinzusehen, die Biergläser in das Wasserbecken, stieß jedes zweimal auf die darin befestigten runden Bürsten, wendete sie im Wasser und stellte sie zum Trocknen neben das Becken. Nur wenn er Bier zapfte, wandte

er den Blick nicht vom Hahn, sprach aber weiter mit seinen Gästen. Er hatte dicke, fast violette Tränensäcke, und das Kinn und der Hals waren stark vernarbt. Als er bemerkte, daß Dallow ihn ansah, warf er ihm einen fragenden Blick zu. Dallow schüttelte abwehrend den Kopf. Der Wirt ging mit drei gefüllten Gläsern zum anderen Ende des Tresens. Er hatte ihn nicht erkannt.

Eine Stunde später klingelte er nochmals bei Elke und fuhr dann in die Innenstadt zu Harry. Beiläufig sprach er mit ihm darüber, daß er eine Arbeit suche, irgendeine, und erkundigte sich, ob Harry ihm behilflich sein könne. Und erst als der Kellner nickte und vage von verschiedenen Möglichkeiten sprach, erzählte er ihm, daß es für ihn dringlich sei. Harry stutzte, sah ihn prüfend an, sagte aber nichts dazu. Er versprach ihm, sich zu erkundigen und ihm in den nächsten Tagen Bescheid zu geben. Dallow dankte ihm. Er blieb noch eine halbe Stunde an der Bar sitzen und versuchte, mit dem Bar-mädchen ins Gespräch zu kommen, doch die junge Frau ließ sich fast jeden Satz, den er sagte, wiederholen, da sie ihn angeblich nicht verstand, und antwortete ihm nur einsilbig.

Am nächsten Tag rief Harry mittags bei ihm an und bot ihm eine Stelle als Saisonkellner an der Ostsee an. Dallow sagte sofort zu, als er hörte, daß er dort in drei Tagen anfangen könne. Er bedankte sich mehrfach. Harry unterbrach ihn und sagte, er möge am nächsten Vormittag ins Café kommen, er habe ihm noch einiges dafür beizubringen. Dann rief Dallow Elke in der Buchhandlung an, sie verabredeten sich für den nächsten Abend.

Er holte einen Koffer vom Schrank und begann, ihn

zu packen. Er fühlte sich dabei so glücklich wie ein Kind, das in die Sommerferien fährt und kaum noch den Tag der Abreise erwarten kann. Er dachte an den Richter. Er suchte nach dem Zettel, den ihm die Sekretärin gegeben hatte, und wählte die angegebene Nummer. Eine Frau meldete sich. Er fragte, ob sie die Sekretärin von Dr. Berger sei. Dann sagte er, daß er ab dem ersten Juni wieder arbeiten werde. Die Frau fragte nach der Adresse der Arbeitsstelle. Er sagte ihr das wenige, was Harry ihm erzählt hatte. Da sie nichts erwiderte, fügte er noch hinzu, sie möge es dem Richter mitteilen. Er legte den Hörer auf, stellte das Radio an und suchte lange nach einer Musik, die ihm zusagte. Schließlich packte er weiter den Koffer, verschloß ihn und stellte ihn in den Wohnungsflur. Er versuchte ein Buch zu lesen, aber er war zu unruhig und begann, wieder durch die Wohnung zu laufen, um sie für die lange Zeit seiner Abwesenheit zu richten.

Den Abend wollte er nicht allein verbringen, und da Elke verhindert war, rief er im Institut an, um Barbara zu sprechen. Während er mit ihr plauderte, begriff er, wie unsinnig und mißverständlich eine Einladung sein mußte. Er unterließ es daher. Er blätterte das kleine Adreßbuch durch, zögerte bei einigen Namen, blätterte aber doch weiter. Er fürchtete, nicht verstanden zu werden und die damit verbundenen Dummheiten und Peinlichkeiten. Schließlich verbrachte er den Abend damit, die Wohnung zu säubern und seine Vorräte an Lebensmitteln durchzusehen und auszusortieren. Er war vernügte und trat zweimal an das Klavier. Er öffnete den Deckel, betrachtete die Tastatur und konnte dann nur mit Mühe den Wunsch unterdrücken, etwas zu spielen.

Am anderen Morgen fuhr er zu Harry ins Café. Es war noch geschlossen, und Dallow klopfte an die große Glasscheibe. Eine ältere Frau, die das Café säuberte, schloß die Tür auf und ließ ihn ein.

Harry saß beim Chef im Büro, Dallow mußte warten. Nachdem Harry heruntergekommen war, zeigte er Dallow, wie ein Tablett zu tragen sei, ein kleines mit zwei Kaffeetassen und ein großes mit zwanzig gefüllten Gläsern. Dallow hatte Teller zu tragen und zu servieren, und Harry und der anwesende Koch begutachteten alles und erteilten ihm Ratschläge. Dann gab Harry ihm Namen und Adresse der Gaststätte auf der Insel Hiddensee und riet ihm, dort anzurufen und zu fragen, was er mitzubringen habe.

»Mach mir keine Schande«, sagte er zum Abschied, »ich habe dich schließlich empfohlen.«

Zu Hause zog Dallow seinen schwarzen Anzug an, den er sich vor Jahren für seine Hochzeit anfertigen lassen und später kaum noch einmal getragen hatte. Er betrachtete sich im Spiegel. Der Anzug saß etwas eng, die Hosen waren aus der Mode und wirkten dadurch schäbiger, als sie es tatsächlich waren.

»Du siehst aus wie der Nachkomme einer Dynastie von Kellnern«, sagte er erfreut zu seinem Spiegelbild.

Am Abend fuhr er zu Elke. Erstaunt hörte sie ihm zu, als er von seiner neuen Arbeit erzählte und sie einlud, ihn am Wochenende und im Urlaub an der Ostsee zu besuchen.

»Das ist für dich keine Arbeit, und das weißt du auch«, sagte sie mißbilligend, »du hast dir lediglich wieder eine Höhle gesucht, in der du dich verstecken kannst.«

»Es ist immerhin eine Höhle auf Hiddensee«, erwiderte er, »für den Sommer kein schlechter Ort, um sich zu verkriechen.«

Sie saßen in ihrer Küche, das Fenster stand offen, und da der Autoverkehr verebbt war, hörte man jetzt die Vögel zwitschern.

»Und dann?« fragte Elke. »Was wirst du dann tun?«

Er zuckte unbekümmert mit den Schultern.

»Du willst dich rächen«, sagte sie erbittert, »und dabei zerstörst du dich.«

Das Kind rief, und sie ging zu ihm ins Zimmer. Dallow schaltete den Fernseher an und setzte sich rittlings auf seinen Stuhl vor das Gerät. Als Elke zurückkam, räumte sie schweigend den Tisch ab und setzte sich gleichfalls hin, um den Fernsehfilm zu sehen. Sie saßen stumm vor dem Apparat und sahen sich nicht an.

»Kannst du nicht vergessen?« fragte Elke unvermittelt.

Dallow brauchte einen Moment, um zu begreifen, wovon sie sprach. »Ich will es nicht«, antwortete er, ohne den Blick vom Fernsehbild zu wenden.

»Tus dir zuliebe«, sagte sie. Und da er nicht antwortete, fügte sie leise hinzu: »Oder für mich.«

Er sah sie an und schien darüber nachzudenken. Aber alles, was er ihr erwiderte, war: »Was macht die Kleine? Alles in Ordnung?«

Später setzte er sich neben Elke, um sie zu streicheln. Sie wehrte ihn ab, aber bald darauf versuchte er es erneut. Sie bat ihn zu gehen, aber Dallow weigerte sich.

»Morgen früh fahre ich für ein halbes Jahr an die Ostsee«, wandte er ein, »es ist mein letzter Abend.«

Er öffnete die mitgebrachte Weinflasche. Sie tranken und sprachen wenig miteinander.

»Ich habe es ernst gemeint«, sagte Elke, als sie aufstand und den Fernseher ausschaltete, »komm erst wieder, wenn du mit dir im reinen bist.«

»Aber du wirst mich besuchen?« fragte er, ohne auf sie einzugehen.

»Ich weiß es nicht. Das hängt nicht von mir ab.«

Er trat auf sie zu, umarmte sie und knöpfte ihr Kleid auf. Sie ließ es willenlos geschehen, und fast unbeteiligt duldete sie, daß er mit ihr schlief.

Als sie nebeneinander lagen, richtete er sich plötzlich auf, sah sie an und sagte verbittert: »Ich will nichts vergessen, und ich will nichts verzeihen.«

Er stand auf und zog sich an. Als er ging, verabschiedete er sich an der Tür von Elke, ohne sie zu küssen oder zu umarmen.

»Auf Wiedersehen«, sagte er bedeutungsvoll und mit finsterem Gesicht.

Elke lächelte freundlich. Sie wirkte zerstreut, als sie zurückgrüßte.

Am nächsten Morgen warf Dallow nochmals einen Blick in den gepackten Koffer und die Reisetasche, ging durch alle Räume, verschloß sorgfältig die Wohnungstür, übergab den Schlüssel für den Postkasten einer Nachbarin und fuhr los. Am frühen Nachmittag kam er im Dorf seiner Eltern an. Er öffnete das Tor und fuhr auf den Hof. Die Hintertür des Hauses war offen, aber es war keiner daheim. Er ging in beide Ställe und sah in den da-

hinter liegenden Garten. Dann setzte er sich ins Wohnzimmer und las in der Fernsehzeitung. Eine halbe Stunde später kamen die Eltern. Nachbarn hatten Dallows Auto erkannt und ihnen Bescheid gegeben. Seine Mutter ging in die Küche und wärmte das Mittagessen für ihn auf. Der Vater stellte ihm nur ein paar Fragen, dann ging er wieder aufs Feld. Dallow blieb den Nachmittag über mit der Mutter allein. Um fünf Uhr ging sie zur Milchstelle, um die Kannen entgegenzunehmen. Eine Stunde später kam sie mit ihrem Mann zurück. Zu dritt gingen sie in die Ställe, um das eigene Vieh zu versorgen. Dann aßen sie Abendbrot. Die Mutter aß wenig, bot aber Dallow fortwährend etwas an und holte mehrmals Gläser aus dem Keller, die sie in der Küche öffnete und dem Sohn reichte. Der Vater fragte ihn nach seiner Arbeit. Er erzählte, daß er den Sommer über als Kellner arbeiten würde. Dabei sah er, wie seine Mutter die Hand ihres Mannes beruhigend tätschelte. Der Vater fragte nicht weiter. Nach dem Essen gingen sie bald ins Bett. Dallow schlief spät ein. Ihn bedrückte der körperliche Verfall der Eltern, er hatte vergessen, wie alt sie schon waren. Und er wußte, sie würden den Hof nicht mehr lange halten können. Es strengte sie bereits an, sich zu bewegen.

»Dieser verfluchte Hof«, sagte er laut. Mißmutig starrte er in die Dunkelheit.

Bevor sein Vater das Haus verließ, kam er in Dallows Zimmer, weckte ihn und verabschiedete sich. Dallow richtete sich im Bett auf und gab ihm die Hand. Die beiden Männer waren verlegen.

»Ja dann«, sagte der Vater. Er nickte dem Sohn mehrmals aufmunternd zu und verließ das Zimmer.

Als Dallow frühstückte, setzte sich seine Mutter zu ihm und sprach über das Asthma ihres Mannes. Dallow sagte, daß die Gemeindegemeinschaft nicht einen Arzt ersetzen könne und der Vater ins Krankenhaus der Stadt fahren müsse.

»Das sagt deine Schwester auch«, sagte seine Mutter, »aber was soll ich tun? Er geht nicht zum Arzt.«

Dallow sah seine Mutter bekümmert an, konnte ihr aber nichts antworten. Verlegen blickte er auf die Uhr. »Ich muß losfahren«, sagte er.

Seine Mutter nickte zustimmend und stand auf. Sie ging in die Küche und packte in eine der alten, sorgfältig gefalteten Papiertüten aus dem Dorfkonsum belegte Brote und Wurst ein.

Der Rügendam war mit Lastwagen verstopft, und Dallow kam nur im Schrittempo voran. Erst als er auf der Insel die Transitstrecke verließ, wurde die Straße leerer. In Schapode parkte er sein Auto auf einem großen, umzäunten Parkplatz direkt am Hafen. Eine Frau in einer Kittelschürze fragte ihn bei der Einfahrt, wie lange er auf Hiddensee bleiben werde.

»Einige Monate«, sagte Dallow.

»Dann fahren Sie hier herüber«, sagte die Frau. Sie lief vor dem Auto her und wies ihm den Platz an.

Er stieg aus, holte sein Gepäck aus dem Wagen und prüfte, ob alle Türen verschlossen waren. An der Schranke des Platzes ließ er sich den Parkschein geben und gab der Frau Geld.

»Werfen Sie ab und zu einen Blick auf meinen Wagen«, bat er die dicke Frau.

Gleichgültig sagte sie: »Der Parkplatz ist bewacht.«

Bis zur Abfahrt der Fähre war noch eine Stunde Zeit, aber an der Anlegestelle standen bereits Urlauber mit Gepäck. Dallow stellte sich zu ihnen. Kinder liefen umher und wurden unentwegt von ihren Müttern ermahnt. Ein kleiner, blasser Mann vermißte einen ihm wichtigen Brief und öffnete mit seiner Frau die Koffer, um sie nach dem Brief abzusuchen. Die Gruppe der Wartenden betrachtete interessiert die eingepackten Habseligkeiten des kleinen Mannes, die vor ihnen ausgebreitet wurden.

Als die Fähre anlegte, wurden sie zurückgedrängt, um für die ankommenden Passagiere einen Durchgang zu schaffen. Ein Schiffer stellte sich an den Steg, der auf die Fähre führte, und verkaufte Fahrkarten. Er fragte Dallow, wo er aussteige und nannte ihm dann den Preis. Dallow setzte wie die anderen Passagiere sein Gepäck neben dem Einstieg am Bug ab und ging die Treppe hinab. Auf dem Heck fand er einen Sitzplatz. Neben ihm saß eine Einheimische, die auf ein junges Mädchen einredete. Sie sprach mit einer rauchigen Männerstimme und hatte eine stark gebräunte Haut, die wie ausgetrocknet wirkte. Ihr Dialekt gefiel Dallow. Er rauchte eine Zigarette, sah auf das Wasser hinaus und hielt den Kopf leicht geneigt, um ihre Stimme zu hören.

An der Anlegestelle in Kloster ging er an Land. Ein Junge mit einem Fahrrad sprach ihn an und sagte fragend seinen Namen. Dallow nickte. Er stellte Koffer und Tasche auf den ausladenden Gepäckträger über dem Vorderrad, nahm dem Jungen den Lenker aus der Hand und sagte: »Gehen wir.«

Sie liefen zur Straße hoch und dann auf einer schmalen Chaussee aus Betonplatten zum Fischerdorf hinaus.

Die Straße führte auf und ab, und Dallow hatte Mühe, das schwer beladene Fahrrad zu schieben. Anstrengend aber wurde es für ihn erst, als sie auf einem Sandweg ins Hochland aufstiegen. Er versuchte, mit dem vielleicht zwölfjährigen Jungen zu sprechen, aber dieser beantwortete jede Frage ernsthaft und einsilbig mit ja oder nein. In dem kleinen Wald, der zum Steilufer führte, hielt Dallow an, um sich auszuruhen. Der Junge betrachtete ihn verwundert, sagte aber nichts.

»Ist es noch weit?« fragte Dallow.

»Da ist der Klausner«, sagte der Junge und zeigte auf ein Haus vor ihnen.

Dallow schüttelte schweigend den Kopf. Er stand auf, nahm das Fahrrad und schob es die wenigen Meter weiter bis zum Eingang der Gaststätte.

Es war ein großes, einzeln stehendes Haus mit einem Gartenlokal vor dem Haupteingang. Ein dünner blonder Kellner musterte Dallow von weitem. Dallow nahm sein Gepäck vom Fahrrad herunter, bedankte sich bei dem Jungen und gab ihm das Fahrrad zurück.

»Sie haben bei Harry gelernt?« fragte ihn der Leiter der Gaststätte, nachdem er ihn begrüßt hatte.

»Ein guter Mann«, fügte er hinzu. Er war vielleicht fünfzig Jahre alt und trug ein kleines, sauber geschnittenes Bärtchen auf der Oberlippe. Über der rechten Wange, direkt neben der Nase, war ein dunkelroter, pfenniggroßer Fleck, an dem er beständig juckte. Er ließ sich Dallows Papiere geben und blätterte darin.

»Sie sind . . .«

»Das war ich«, unterbrach ihn Dallow gelangweilt, »das ist vorbei.«

»Aber Kellner waren Sie auch nicht.«

»Nur aushilfsweise. Bei Harry«, log Dallow und sah ihm dabei in die Augen.

Der Mann nickte. »Die Papiere mache ich Ihnen fertig. Sie bekommen sie in den nächsten Tagen zurück. Können Sie schon heute anfangen? Wir haben Sie bereits für heute eingeteilt.«

»Ich muß zuvor nur etwas essen«, sagte Dallow zustimmend.

»Sprechen Sie mit Karla. Das ist die Frau, die Sie zu mir brachte. Sie zeigt Ihnen auch Ihre Unterkunft.«

Er stand auf, stellte sich an das Fenster und sah hinaus.

»Ich hoffe, wir haben keinen Ärger mit Ihnen, Herr Dallow. Ihr Vorgänger wollte etwas zu schnell reich werden.«

»Das ist nicht mein Problem.«

»Das hat Harry mir auch gesagt. Hoffen wir es.« Er wandte sich zu Dallow. »Ach, und noch etwas. Sie müssen vorübergehend das Zimmer mit einem Kollegen teilen.«

»Das war nicht verabredet«, protestierte Dallow, »Sie haben mir am Telefon versprochen . . .«

»Ich weiß«, erwiderte der Chef, »aber die Zimmer auf der Insel sind knapp. Ich tu, was ich kann. In zwei Wochen haben Sie ein eigenes Zimmer.«

Karla zeigte ihm das kleine Zimmer, in dem gerade zwei Betten, ein Schrank und zwei Stühle Platz fanden. Er warf Koffer und Tasche auf sein Bett und öffnete den Schrank, in dem fast alle Fächer belegt waren. Die Frau blieb im Zimmer stehen und sah ihm zu. Dann brachte sie ihn in die Küche, holte für ihn ein Mittagessen und zeigte ihm danach das Haus. Sie stellte ihn den Kollegen

vor. Der kränklich wirkende Kellner mit den dünnen blonden Haaren, der Dallow bei seiner Ankunft beobachtet hatte, hieß Jochen Rose. Er war der Mann, mit dem Dallow das Zimmer zu teilen hatte.

Der Kellner sah ihn abschätzig an. Er gab Dallow nicht die Hand und sagte statt einer Begrüßung lediglich: »Furzen Sie im Schlaf?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Dallow leise. Er hatte bereits geahnt, daß er mit diesem Mann nicht auskommen würde, als er ihn vor der Gaststätte sah. Er war ihm unsympathisch, und nun wußte er, daß auch der Kellner ihn grundlos haßte.

»Ich werde es Ihnen bald sagen können«, sagte Rose. Dann wandte er sich um und ging zu einem der Tische.

Dallow sah die Frau an, die neben ihm stand und ein Lachen zu unterdrücken suchte. Er verzog die Lippen und ging mit ihr weiter.

In seinem Zimmer packte er seine Sachen aus und verstaute sie in den noch freien Schrankfächern. Dann zog er seinen alten Hochzeitsanzug an und legte sich auf das Bett. Als es für ihn Zeit wurde, den Dienst anzutreten, ging er hinunter und erkundigte sich, ob der Oberkellner inzwischen eingetroffen sei. Er stellte sich vor und ließ sich von ihm den Dienstplan erläutern. Er akzeptierte alles, was ihm der Oberkellner sagte. Von ihm erhielt er einen Schlüssel für die Bonkasse. Dann erklärte ihm der Oberkellner die Einteilung der Rievie.

Dallow setzte sich in die Küche und las aufmerksam die Speisekarte, um sich die Namen und Preise der angebotenen Gerichte einzuprägen, bis jener Kellner, den er ablösen mußte, sich bei ihm meldete.

Dallow schlenderte zwischen seinen Tischen hindurch. Es war noch Vorsaison und ruhig. Seine ersten Gäste waren zwei ältere Damen mit bläulichblonden Haaren, die Kaffee und Likör tranken und die von ihm ausgestellte Rechnung ausführlich kontrollierten, bevor sie ihm das Geld reichten.

Am nächsten Tag meldete er sich beim Chef.

»Geben Sie mir ein anderes Zimmer«, sagte er, »oder ich reise ab. Einen Arbeitsvertrag haben wir noch nicht.«

Der Chef seufzte. »Es ist immer die gleiche Geschichte«, sagte er, »keiner nimmt Rücksicht, keiner kann etwas Verständnis aufbringen.«

Er griff zum Telefon und rief einen Bekannten an. Als er den Hörer auflegte, sagte er bedauernd: »Es wird noch zwei oder drei Tage dauern. Er hatte es mir fest zugesagt, aber das Zimmer ist noch immer belegt.«

Er erkundigte sich, wie Dallow mit der Arbeit zurechtkäme. Dann sagte er: »Geht euch aus dem Weg.«

»Wie kann ich ihm aus dem Weg gehen«, fragte Dallow erbost, »wenn er nachts besoffen ins Zimmer kommt mit einer besoffenen Frau?«

»Ich werde mit ihm sprechen«, sagte der Chef. Aber er sagte es, ohne selbst davon überzeugt zu sein, teils, weil er den Erfolg einer Aussprache bezweifelte, teils, weil er es vorzog, unangenehme Auseinandersetzungen zu vermeiden.

Während der Arbeit achtete Dallow darauf, sich nicht anmerken zu lassen, daß er noch nie in seinem Leben als Kellner gearbeitet hatte. Er tat das Harry zuliebe, aber auch, um keine herablassenden Belehrungen entgegennehmen zu müssen. Er beobachtete aufmerksam die

Kollegen, um die fehlende Übung durch Nachahmung wettzumachen. Wenn er auf gelegentliche Fehler aufmerksam gemacht wurde, reagierte er arrogant und mürrisch. Bei seinen Kollegen galt er bald als ein wenig umgänglicher Mensch, aber dadurch übersah man seine Unsicherheiten und die fehlende Berufserfahrung. Und all das war Dallow eben recht. Er wollte nur den Sommer überstehen, der eigenen, ihm nicht völlig erklärlichen Ruhelosigkeit entgehen und der dunklen Drohung des Richters. Das war alles, was ihn bewogen hatte, auf die Insel zu fahren, und er versuchte trotz seiner Tätigkeit, die ihm eine nichtssagende, routinierte Zuverlässigkeit abverlangte, die alte, gründlich geübte und erlernte Abgeschlossenheit für sich persönlich zu bewahren.

Das Zimmer mußte er drei Wochen mit Jochen Rose teilen, ehe ihm eine eigene, ebenso winzige Kammer zugewiesen wurde. Das Verhältnis zu Rose blieb feindselig. In der fünften Nacht kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen ihnen. Dallow, von dem wiederum mit einer Frau in dem gemeinsamen Zimmer erscheinenden Kellner geweckt, steigerte sich in seinem Ärger über die nächtliche Störung und beschimpfte das Paar. Die beiden jedoch ließen sich von Dallow nicht stören, gingen zusammen ins Bett und begannen sich zu lieben. Als Dallow das ihm bekannte Stechen in seiner rechten Hand verspürte, mit dem sich gelegentlich die unerklärliche Verkrampfung seiner Hand ankündigte, stand er auf, zog den überraschten, nackten Rose aus dem Bett und schlug ihm zweimal so kräftig ins Gesicht, daß der Kellner zu Boden stürzte. Dallow ging danach ins Bett zurück und drehte sich zur Wand. Die Frau, die erst aufge-

schrien hatte, jammerte nun leise. Den Geräuschen entnahm Dallow, daß sie sich anzog, den offenbar hilflosen Kellner ins Bett zerrte und schließlich das Zimmer verließ. Am nächsten Morgen vermieden es beide, sich anzusehen. Ein Wangenknochen Roses war stark gerötet. Der Vorfall bewirkte, daß beide kein Wort mehr miteinander wechselten, Dallow aber auch nicht mehr von Roses Damenbekanntschaften gestört wurde.

Fünfzehn Tage später zog er in sein eigenes Zimmer, eine Dachstube der Gaststätte. Er schrieb Elke und lud sie und das Kind ein, ihn zu besuchen. Sie antwortete ihm ausweichend. Er wiederholte die Einladung und bat sie dringlicher. Doch wieder hatte er zwei Wochen zu warten, bevor sie ihm antwortete und einen möglichen Besuch frühestens für Ende August in Aussicht stellte.

Seine freie Zeit, es waren zumeist die Vormittage, verbrachte er an einem schwerer zugänglichen Teil der Küste im Nordosten der Insel. Er nahm stets Bücher mit, las aber selten mehr als ein paar Seiten. Er war ausreichend damit beschäftigt, zu schwimmen und sich von der Sonne wärmen zu lassen. Oder er sah auf das Meer hinaus, auf das wechselvolle Spiel der Wellen, auf die unendlichen und sich nie wiederholenden Bewegungen des Wassers. Dieser einfachen Vergnügungen wurde er nie müde, und jeden Tag brach er erst in der letzten Minute auf, um zur Gaststätte zu gehen, sich mit seinem Kellneranzug zu kostümieren und den Dienst anzutreten. Jeden zehnten Tag hatte er frei. Dann ließ er sich früh von der Fähre übersetzen, holte sein Auto vom Parkplatz und fuhr in nahegelegene Städte, um einzukaufen. Oder er suchte nach abgelegenen Landstraßen, die weder von Touristen noch von den übergroßen Ernte-

fahrzeugen versperrt waren, um dort mit herabgelassenen Fenstern und laut aufgedrehtem Autoradio entlangzurasen und dem alten Auto abzuverlangen, was es noch leisten konnte.

Häufiger aber brach er an diesen freien Tagen zu Wanderungen quer über die ganze Insel auf. Zweimal gelang es ihm, den gesperrten Teil der Insel zu begehen und am Gellenstrom entlang bis zum Gellerhaken zu gelangen, so daß er an diesen beiden Tagen die gesamte Insel umschreiten konnte. Er beobachtete die seltenen Vögel und registrierte mit gleicher Teilnahmslosigkeit die wechselnden Farben des Himmels und ihre Entsprechungen auf dem spiegelnden Wasser, und mit der langsam spürbar werdenden Ermüdung erfüllte ihn ein Gefühl alles erfassender Gleichgültigkeit. Fasziniert betrachtete er die Windflüchter, jene vom Wind bizarr verformten Bäume. Dallow erschienen sie wie Gewächse, die ihren ständigen Demütigungen erlegen waren und eine ihn anrührende Form gefunden hatten, mit ihrer Bedrückung zu leben. Der gerade Weg ist das Labyrinth, erinnerte er sich und lächelte. Das Wort erschien ihm zu angestrengt und unangemessen aufwendig. Er sah auf das Wasser hinaus und dachte, daß alles sehr viel einfacher sei. Und gelassen und zufrieden setzte er seinen Weg fort, lief den Strand entlang und durch das dürre Heidekraut, wich Spaziergängern weiträumig aus und kehrte in der einbrechenden Dämmerung in sein Quartier zurück. Die einzeln stehenden Häuser und Katen setzten um diese Zeit kleine Lichter in die jetzt düster und unzugänglich wirkende Heide.

Die Arbeit in der Gaststätte langweilte ihn, aber er war beschäftigt und abgelenkt und verdiente viel Geld, mehr als er je in seinem Leben zuvor erhalten hatte. Wichtiger als Kenntnisse waren in diesem Beruf die Erfahrungen, und er hatte sich bald an die Tätigkeit gewöhnt. Die Gäste, die er zu bedienen hatte, waren fast ausnahmslos Urlauber, geduldig harrend, bis ein Tisch für sie frei wurde, und ebenso geduldig wartend, bis ein Kellner erschien, um ihre Bestellung entgegenzunehmen, dankbar für jede Freundlichkeit und jeden Scherz. Es waren zumeist ältere Leute, alte Ehepaare und einsame Frauen, die am Tage den Strand entlang oder über die Insel spazierten. Die Abgeschiedenheit der Insel, die fehlenden Bars und Möglichkeiten der Unterhaltung hielten Besucher fern, die sich nicht mit der kargen Landschaft, einem steinreichen, schmalen Strand und den beständigen, nach Salz schmeckenden Winden zufrieden gaben. Es waren nur wenige junge Leute zu sehen, einige Studenten und junge Paare, die mit Kleinkindern und viel Gepäck zum Essen erschienen und beständig mit Katastrophen zu kämpfen hatten, die ihre Kinder verursachten.

Manchmal sprachen ihn Gäste an, fragten nach seiner Arbeit, beneideten ihn um seinen langen Seeaufenthalt, erkundigten sich nach freien Quartieren. Dallow vermied es, Bekanntschaften zu machen und antwortete freundlich, doch ausweichend.

Viermal in dem Sommer auf Hiddensee traf er Bekannte. Der erste war einer seiner früheren Studenten. Dallow sah ihn, bevor dieser ihn erkannte, und war darauf vorbereitet, von ihm angesprochen zu werden.

»Dr. Dallow«, rief der ehemalige Student, als er an

ihm vorbeiging. Dallow ging, ohne nur einen Moment in-
nezuhalten, weiter.

Der junge Mann lief ihm hinterher, um ihn zu begrü-
ßen. Von Dallows abweisendem Unverständnis irritiert,
äußerte er schließlich die Vermutung, sich geirrt zu ha-
ben. Er entschuldigte sich und sprach von einer erstaun-
lichen Ähnlichkeit, die ihn dazu verführt hatte, ihn anzu-
sprechen. Dann erkundigte er sich nochmals, ob sein
Gegenüber nicht Dr. Dallow aus Leipzig sei, der ihn
zwei Jahre unterrichtet habe. Dallow beantwortete die
Frage nicht, äußerte Unverständnis und ging weiter. Der
Student sah ihm unschlüssig nach, sprach ihn aber nicht
mehr an.

An einem Mittwoch sah Dallow einen der beiden
Männer, die ihn in Leipzig immer wieder belästigt hat-
ten. Müller oder Schulze, dachte er. Dann ging er an den
Tisch, an dem der Mann mit seiner Frau und einem Jun-
gen saß und fragte ihn: »Müller oder Schulze?«

»Müller«, gab der Mann bereitwillig Auskunft. Dann
erst erkannte er Dallow und wurde verlegen. Mit fahri-
gen Bewegungen griff er nach seiner Tasse, stellte sie je-
doch sofort auf den Tisch zurück, sah zu seiner Frau,
dann zu Dallow.

»Guten Tag, Herr Müller«, sagte Dallow, nickte ihm
freundlich zu und verließ den Tisch.

Er sah Müller nicht wieder. Wahrscheinlich war er
einer jener Urlauber, die für einen Tag auf die Insel ka-
men. Mit der ersten Fähre landeten sie und breiteten
sich wie Heuschreckenschwärme über der Insel aus. Sie
besetzten die Gaststätten, drängelten sich in den kleinen
Läden der Dörfer, fotografierten den Leuchtturm, stan-
den nach Eis an und stellten sich am späten Nachmittag

am Hafen auf, um für die Rückfahrt einen Sitzplatz auf
der Fähre zu erobern.

Das kleine Zimmer, das Dallow bewohnte, war spärlich
möbliert, dennoch konnte er sich darin kaum bewegen,
da die wenigen Möbel den engen Raum ausfüllten. Er
kaufte sich eine Tischlampe, da die altertümliche Wand-
leuchte mehr die Zimmerdecke erhellte als den Raum
und er bei diesem diffusen Licht nicht lesen konnte.
Wenn er ins Bett gehen wollte, mußte er den niedrigen
Tisch gegen den Kleiderschrank schieben, um das Sofa
zur Liege umzuklappen. Das Sofa war alt und der grüne
Bezug an mehreren Stellen so fadenscheinig, daß die
weißliche Füllung sichtbar wurde. Als Dallow beim Ein-
zug darauf hinwies, erwiderte Karla, die in der Gaststätte
eine Art Hausfaktotum war: »Es ist zweischläfrig.«

Sie sagte es ohne jeden Unterton, als eine sachliche
Feststellung, und Dallow verstand nicht, wieso das eine
Antwort auf seinen Einwand war, aber bald begriff er,
was Karla ihm zu verstehen geben wollte.

Die erste Bekanntschaft ergab sich wenige Tage nach
seinem Einzug in die Dachkammer. Zwei Studentinnen
saßen an einem der Tische, die er zu bedienen hatte,
und fragten nach einem Quartier, weil sie die letzte
Fähre verpaßt hatten. Dallow bedauerte, ihnen nicht hel-
fen zu können. Er scherzte mit den beiden Mädchen
und sagte, daß er in seinem kleinen Zimmer nur eine
von ihnen unterbringen könne. Die Mädchen kicherten,
bezahlten und gingen bald danach. Zwanzig Minuten be-
vor die Gaststätte schloß, saß eins der Mädchen wieder
an dem Tisch. Dallow erkannte und begrüßte sie über-
rascht. Als er sie nach ihren Wünschen fragte, sagte sie:
»Ich nehme das Zimmer.«

Sie lächelte Dallow an, der einen Moment benötigte, um sie zu verstehen. Dann sagte er ihr, wo sie vor dem Haus warten solle.

Nachdem die Gaststätte geschlossen war und die Tische abgeräumt, suchte er das Mädchen und brachte sie auf sein Zimmer. Sie entkleidete und wusch sich vor ihm mit größter Natürlichkeit. Dallow beobachtete sie interessiert und noch immer verwundert.

»Habe ich dich überrascht?« fragte sie, als sie zu ihm ins Bett kam.

»Ja«, gestand er freimütig, »aber ich bin darauf vorbereitet. Schließlich habe ich meinen zweischläfrigen Freund.« Dabei klopfte er auf das Sofa.

Das Mädchen lachte und sagte, sie heiße Margarete.

»Der Name gefällt mir«, sagte Dallow, »ein schöner Name für eine so schöne Angelegenheit.«

Er legte seinen Kopf auf ihre Brüste und streichelte sie.

Das Mädchen blieb drei Nächte bei Dallow. Ihre Freundin hatte gleichfalls ein Quartier gefunden. Auf Dallows Frage sagte Margarete: »Sie ist jedenfalls nicht so gut untergekommen wie ich.«

Beide Mädchen saßen abends in der Gaststätte an einem seiner Tische und ließen sich von ihm bedienen und freihalten.

Als von Elke die erste ausweichende Antwort auf seine Einladung, ihn auf der Insel zu besuchen, eintraf, ließ er häufiger Mädchen in seinem Zimmer nächtigen. Es kostete ihn keine Mühe und bedurfte keiner Überredungskünste, ein Mädchen für sein zweischläfriges Sofa zu finden. Alles, was er zu tun hatte, war lediglich, nicht nein zu sagen, wenn er nach einem Quartier gefragt

wurde. Er bemerkte bald, daß sogar Mädchen auf der Insel ankamen, die sich nach ihm erkundigten. Freundinnen hatten ihnen seinen Namen und seine Adresse gegeben. Dallow amüsierte es, als möbliertes Zimmer mit Herrn gehandelt zu werden. Es kam sogar vor, daß er entsprechende Angebote ablehnen mußte, weil sein zweischläfriger Freund bereits gebucht war.

Er unterhielt sich viel mit den Mädchen, da ihm ihre unbekümmerte Sorglosigkeit gefiel und gleichzeitig irritierte. Er begriff nicht, wieso diese Mädchen nur um eines begehrten Quartiers auf der Insel willen sofort bereit waren, mit ihm ins Bett zu gehen, jedoch gelangte er nur zu der ihm selbst banal erscheinenden und nichtsagenden Antwort, daß diese Mädchen zu einer anderen Generation gehörten. Er war, sagte er sich, weder für diese Generation noch für die einzelnen Mädchen verantwortlich. Er genoß die so leicht erhaltenen Liebesdienste, wurde wählerisch, erteilte Zusagen in der Gaststätte erst nach ausführlicher Betrachtung seiner möglichen Bettgäste, unterließ es auch bald, die Mädchen an seinen Tischen freizuhalten und achtete ausnahmslos darauf, daß keine von ihnen länger als zwei oder drei Nächte blieb. Mehrmals ließ er gleichzeitig zwei Mädchen bei sich nächtigen, mußte aber auf diesen Reiz bald verzichten, da er von einer Küchenfrau, die im Nachbarzimmer wohnte, empört und lautstark zur Rede gestellt wurde. Ernsthafte Gespräche mit den Mädchen vermied er. Er liebte es, wenn sie von ihrem Leben und ihren Ansichten erzählten, und hörte ihnen dann schweigend und belustigt zu. Er genoß ihr Geplauder und ihre Naivität. Versuchte ein Mädchen, mit ihm zu diskutieren, lächelte er lediglich und streichelte sie dann beruhigend.

Als in der zweiten Augusthälfte die verbündeten Truppen des Warschauer Paktes in der Tschechoslowakei einmarschierten und die Ereignisse auch auf der Insel erregt und leidenschaftlich erörtert und beständig die Berichte im Rundfunk und Fernsehen beredet wurden, äußerte Dallow, wenn eins der Mädchen ihn darauf ansprach, höfliches Desinteresse und allenfalls überraschte Verwunderung.

Von dem Einmarsch der Truppen in Prag hörte er, als er am frühen Vormittag wach wurde, im Bett liegend den Vorhang vor dem offenen Fenster beiseite schob und das Radio anstellte. Neben ihm lag eine Studentin, die er seit zwei Tagen beherbergte, ein etwas fülliges, sehr kleines Mädchen, das fassungslos die Nachrichten verfolgte. Anschließend verlas ein Nachrichtensprecher eine Mitteilung der Agentur TASS. Dallow stellte das Radio ab, aber das Mädchen bat ihn, das Gerät wieder einzuschalten. Sie hörte atemlos dem Sprecher zu und wehrte Dallow ab, der sie zu streicheln versuchte. Verwundert bemerkte er, daß sich die Augen der Kleinen mit Tränen füllten. Er wollte sie beschwichtigen, aber auch das wehrte sie ihm, stand auf, stellte sich ans Fenster und hörte bewegungslos dem Radiosprecher zu, der das amtliche Kommuniké mit gleichförmiger Stimme verlas. Dallow sah, daß das Mädchen heftig weinte. Anfangs belustigte es ihn, aber je länger er sie ansah, um so unwirklicher und anrührender erschien sie ihm. Dieses halb-nackte weinende Mädchen mit den dicken Beinen, die ihren Kopf gegen den Fensterflügel lehnte, einer emotionslos wirkenden Radiostimme lauschte und über deren Rücken in fast regelmäßigen Abständen ein Zittern lief und die mit hilflosen Gebärden der Hand sich die

Tränen abwischte, erregte Dallow. Er ging zu ihr, nahm ihr das Laken weg, das sie vor der Brust hielt, und trug sie zum Bett. Sie ließ es willenlos geschehen, und er schlief mit ihr, während der Radiosprecher ein zweites, heroisch klingendes Kommuniké verlas.

Als er endlich das Radio ausstellen durfte, forderte das Mädchen Dallow auf, etwas zu sagen. Aber er zuckte nur mit den Schultern und fragte sie, was sie frühstücken wolle.

Das Mädchen wollte umgehend nach Berlin fahren, um sich dort mit Freunden zu treffen. Dallow versuchte, sie davon abzubringen. Für einen Tag sollte sie noch auf der Insel bleiben, ihr Tränenausbruch hatte ihn gerührt, und er wollte eine weitere Nacht mit ihr schlafen, aber sie wiederholte nur immer, daß man irgend etwas unternehmen müsse.

»Ich kann nicht verstehen, daß dich so etwas kalt läßt«, sagte das Mädchen entsetzt.

»Ich bin nur ein Kellner«, gab Dallow zu bedenken.

Das Mädchen protestierte. »Du bist ein lebendiger Mensch, du bist...«

Dallow unterbrach sie und wandte freundlich ein: »Und früher war ich ein Tangospieler. Aber das ist lange her.«

Das Mädchen fühlte sich verspottet, sah ihn böse an, erwiderte aber nichts.

Mittags brachte er sie zum Hafen. Als sie bereits die Karte für die Fähre gelöst hatte, versuchte er ein letztes Mal, sie zu überreden, wenigstens noch für einen Tag auf der Insel zu bleiben. Er befürchtete, die Kleine könnte in Berlin irgend etwas anstellen, das gefährlich für sie wäre oder doch mit ärgerlichen Folgen verbun-

den. Überdies war ihm der Gedanke, daß dieses dicke kleine Mädchen ihn in dem Moment verließ, da sie ihn wirklich interessierte und erregte, unangenehm. Sie lehnte es schweigend ab. Dallow spürte belustigt, daß sie ihn jetzt verachtete, und er bekam Lust, mit ihr zu schlafen.

Das Verhältnis zu seinen Kollegen verschlechterte sich im Verlauf des Sommers. Da sein Zimmer im Dachgeschoß der Gaststätte lag, war es nicht zu vermeiden, daß alle über seine zahlreichen Frauenbekanntschaften informiert waren, zumal er jeden Morgen beim Frühstück das jeweilige Mädchen den anwesenden Kellnern und Küchenfrauen vorführen mußte, wenn er es vermeiden wollte, in seinem engen Zimmer zu essen. Die Küchenfrauen gaben nur verärgerte, spitze Bemerkungen von sich oder machten ihm Vorwürfe, zumal einige der Mädchen ihnen kaum volljährig erschienen, doch zwei Kellner beschwerten sich über Dallows Liebesleben bei ihrem Chef. Eines Tages mußten Rose und er beim Gaststättenleiter erscheinen, der verlegen um etwas mehr Zurückhaltung bat, aber, da keiner der beiden etwas erwiderte, sie bald und ergebnislos gehen ließ. Das Gerede und die Vorwürfe störten Dallow nicht, unangenehm war ihm lediglich, daß man ihn mit Jochen Rose in einem Atemzug nannte. Aber er sagte nichts.

Alles, was Dallow nach diesem Gespräch tat, war, Elke zu schreiben und sie zu bitten, nicht zu kommen. Er sagte ihr ab, weil er sich über ihre ausweichenden Antworten ärgerte, aber auch, weil er befürchtete, die verärgerten Kollegen könnten ihr mehr von seinem Leben auf der Insel erzählen, als er selbst beabsichtigte. Er

schrieb, er habe für sie kein Quartier und sehe keine Möglichkeit, sie auch nur für eine Nacht auf Hiddensee unterzubringen.

Am 3. September rief Barbara Schleider an, scherzte mit ihm, sprach von Veränderungen und deutete eine Geschichte an, von der sie am Telefon nichts erzählen wolle. Schließlich verband sie ihn mit Sylvia, die Dallow zu sprechen wünsche.

Auch Sylvia erkundigte sich, wie es ihm gehe. Dann fragte sie, wann er zurückkehre.

»In ein, zwei Monaten vielleicht«, sagte Dallow, »ich weiß es noch nicht.«

»Und was wirst du dann machen?« fragte sie.

»Ach Gott«, sagte Dallow, »darüber habe ich noch nicht nachgedacht.«

Sie sagte, sie müsse ihn sprechen, und fragte, ob er ihr für den nächsten Tag ein Quartier besorgen könne.

»Das Bett für dich steht schon bereit«, sagte er.

Sylvia lachte. »Nein«, sagte sie, »das meine ich nicht. Ich suche ein Bett, in dem ich schlafen kann.«

Dallow versprach ihr, sich darum zu kümmern, und beschrieb ihr, wo sie ihn auf der Insel finde.

Am nächsten Nachmittag kam sie in die Gaststätte. Dallow gab ihr eine Adresse, wo sie übernachten konnte. Er verabredete sich mit ihr nach Dienstschluß.

Abends setzten sie sich an einen Tisch der leeren Gaststätte. Sie tranken Wein, und Sylvia spottete über seine Kellnerkleidung. Dann fragte sie ihn, ob er bereit wäre, als Dozent an das Institut zurückzukehren.

Dallow war überrascht. »Als Dozent?« fragte er.

Sylvia nickte. »Und das beste wäre, du fängst morgen in Leipzig wieder an.«

Roessler
»Und Roessler ist damit einverstanden?« fragte Dallow ungläubig.

Sie lächelte. Dann sagte sie: »Ich weiß es nicht. Wir haben ihn nicht gefragt.«

Dallow schwieg und wartete auf die Erklärung.

»Er hat Pech gehabt«, sagte sie nach einer Pause. Und dann erzählte sie, daß Roessler am Tag des Einmarsches der verbündeten Truppen in Prag um sieben Uhr morgens eine Vorlesung zu halten hatte. Der Vorlesungsbeginn verzögerte sich, da die Studenten ihn mit Fragen zu den nächtlichen Ereignissen bestürmten. Der ahnungslose Dozent fragte mißtrauisch nach der Quelle dieser Nachrichten, und die Studenten räumten ein, daß sie ausschließlich westliche Rundfunkstationen gehört hatten. Daraufhin erklärte Roessler, die Meldungen über einen Einmarsch in Prag seien nichts als eine erneute westliche Provokation, schloß militärische Maßnahmen gegen die befreundete Tschechoslowakei kategorisch aus und berief sich dabei auf ältere Zeitungsmeldungen und Kommentare von Staat und Partei. Die Unglaublichkeit der westlichen Nachrichten zeige sich, wie Roessler länger ausführte, an der Meldung, daß auch Truppen der DDR in das Nachbarland einmarschiert seien. Diese Meldung empfinde er, wie Roessler den Studenten sagte, als besonders widerlich und empörend, da aus politischer und geschichtlicher Verantwortung niemals deutsche Soldaten an einem Einmarsch in Prag teilnehmen könnten. Nach der Vorlesung brachte ihm ein Student eine Tageszeitung, deren Titelseite von einer TASS-Mitteilung beherrscht wurde. Nach Aussage der Studenten habe Roessler das Kommuniké leichenblaß gelesen und schweigend den Raum verlassen. Er ging anschlie-

ßend sofort zur Universitätsleitung, um von seinem Mißgeschick und Fehler zu berichten. Dort erfuhr er, daß man von dem Vorfall in seiner Vorlesung bereits informiert war. Sechs Stunden später war er von seinem Amt suspendiert.

Dallow schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht glauben«, sagte er, »daß auch ein Roessler sich die Beine brechen kann. Er war doch immer so klug.«

Beide lächelten versonnen.

»Ich will nicht sagen, daß es mir das Herz abdrückt«, sagte Dallow dann, »aber wo steckt Roessler heute?«

»Er arbeitet als Assistent bei uns. Vorläufig darf er keine Vorlesungen halten.«

»Besser als Knast«, sagte Dallow und lächelte zufrieden. »Und jetzt braucht ihr mich«, fuhr er fort. Er konnte den Triumph in seiner Stimme kaum unterdrücken.

Sylvia nickte.

»Ich werde es mir überlegen«, sagte er.

»Wie lange brauchst du?«

Dallow lachte auf, als er sah, daß sie dabei auf ihre Uhr blickte. Er versprach ihr, sich bis morgen früh zu entscheiden. Sie tranken den Wein aus, sprachen über Roessler und die Universität, dann brachte er sie zu ihrem Quartier. Unterwegs fragte er sie nochmals nach jener Pyjampaparty vor mehr als zwei Jahren, aber Sylvia lachte ihn aus und sagte, sie wisse von nichts, er müsse es geträumt haben.

Dallow schlief bald ein. Für ihn gab es nichts zu entscheiden, und er schlief ruhig und traumlos.

Am Morgen ging er zum Chef und bat um einen sofortigen Aufhebungsvertrag. Er sagte, aus familiären

Gründen müsse er umgehend abreisen. Der überraschte Leiter unterschrieb nach anfänglichem Zögern das Papier.

Als Sylvia zur Gaststätte kam, saß Dallow bereits reisefertig an einem der Gartentische. Er stand auf und ging ihr entgegen. Mit einem zufriedenen Lächeln nahm sie sein Gepäck wahr.

»Eine Bedingung«, sagte Dallow, als sie sich an den Tisch setzten. Mit einem Finger fuhr er auf dem Rand eines leeren Bierglases entlang. Dann sagte er: »Keine Vorlesungen früh um sieben.«

Sylvia lachte. »Daran wird keiner mehr interessiert sein.«

Am frühen Nachmittag landeten sie in Schaprode und stiegen in ihre Autos.

Kurz vor Rostock staute sich der Verkehr, da ein Armeetransport ihnen entgegenkam. Ein vorausfahrender Kraftfahrer bedeutete ihnen, an den Straßenrand zu fahren und anzuhalten. Dallow öffnete die rechte Wagentür und stellte die Musik lauter. Er sah zu, wie die großen gepanzerten Fahrzeuge langsam an ihm vorbeirollten. Ein Schützenpanzerfahrzeug blieb zehn Meter vor ihm stehen, er sah das blasse, übernächtigte Gesicht des jungen Soldaten. Halbe Kinder, dachte Dallow. Er starrte den Soldaten an, der offenbar Mühe hatte, die Augen offen zu halten. Er stellte sich vor, der Junge würde die Gewalt über den Panzerwagen verlieren. Er sah, wie der Eisenkoloß plötzlich aus der Reihe brach und sich mit schlingern den Bewegungen auf ihn zu bewegte. Die riesigen Reifen rollten langsam heran und drückten die Fensterscheiben des kleinen Autos ein. Das Panzerfahrzeug schob Dallow in seinem Wagen vor sich her,

stieß ihn in den Straßengraben und überrollte ihn schließlich. Er sah sich selbst zu, wie er in seinem sich überschlagenden Wagen ruhig sitzen blieb, die verkrampte, schmerzende Hand um den Lenker gekrallt, bis er, noch immer lächelnd, in dem Auto zerquetscht wurde. Dallow träumte mit offenen Augen, während die Armeefahrzeuge bereits wieder weiterfuhren. Er stellte sich die Szene so lebhaft vor, daß er schwitzte. Er bemerkte das Zittern seiner rechten Hand und nahm sie vom Steuer, aber schon nach einigen Sekunden ließ das Zittern nach, der befürchtete Krampf blieb aus.

»Das hätte es sein können«, sagte Dallow laut zu sich und massierte die Hand, »vielleicht wars meine letzte Chance.«

Als ein zweiter Kraftfahrer das Ende des Transports signalisierte, winkte er Sylvia zu, startete den Wagen und lenkte ihn auf die Straße. Die bereits niedrig stehende Septembersonne blendete ihn, und er klappte den Sonnenschutz herunter. Zwei Stunden später waren sie auf der Autobahn, und Dallow beschleunigte das Fahrzeug, wobei er sich im Rückspiegel vergewisserte, daß Sylvias Auto nicht zurückblieb.

Um sieben Uhr abends waren sie in Leipzig. Sie verabschiedeten sich mit Blinkzeichen. Dallow fuhr nach Hause, stellte das Gepäck im Wohnungsflur ab, schaltete den Fernseher an und ging ins Bad, um sich lange zu duschen. Dann setzte er sich mit einer Flasche Wodka an das Klavier. Er hatte den Ton des Fernsehers abgedreht und sah auf die sich bewegenden Bilder. Er spielte laut und wild die kleinen, ihm geläufigen Klavierstücke von Chopin und sah dem stummen Film seines Fernsehgerätes zu, der Soldaten zeigte, die von der Bevölkerung be-

grüßt und offenbar von Armeegenerälen besucht wurden. Frauen mit kleinen Kindern auf dem Arm warfen Blumen zu den auf ihren Panzern sitzenden Soldaten, andere Bilder zeigten Prager Bürger im freundschaftlichen Gespräch mit den Soldaten. Dallow trank in kurzer Zeit die Flasche aus, stellte den Fernseher ab und ging ins Schlafzimmer. Bevor er sich auszog, prüfte er die Klingel des Weckers und stellte ihn dann. Er wollte am nächsten Morgen pünktlich im Institut sein.